

II

Thomas Söding

Ein Haus des Geistes in der Fremde

Die Berufung der Kirche
nach dem Ersten Petrusbrief

Das Neue Testament liefert keine Vorbilder für eine reiche, mächtige, siegreich triumphierende Kirche; wohl aber liefert es viele Vorbilder für eine Kirche, die angefochten und dennoch kraftvoll ist, angefeindet und dennoch überzeugend, bedrängt und dennoch dynamisch, schwach und dennoch stark, im Gegenwind und dennoch voller Energie. Nicht zuletzt in diesen Bildern liegt die ekklesiologische Relevanz des Neuen Testaments, heute mehr denn je.

Besonders erhellend ist das Bild der Kirche, das der Erste Petrusbrief zeichnet.¹ Er ist an Christen gerichtet, „die als Fremde in der Diaspora von Pontus, Galatien, Kappadozien, Asien und Bithynien leben“ (1,1). Beide Stichworte, daß die Christen „Fremde“ sind (1,1.17; 2,11) und daß sie in

¹ Über die Entstehungsverhältnisse und die Pseudepigraphie des Briefes informieren die Einleitungswerke; vgl. *E. Lohse*, Die Entstehung des Neuen Testaments (Theologische Wissenschaft 4), Göttingen ⁵1991 (¹1972), 131–134. Zur Ekklesiologie des Schreibens vgl. jetzt umfassend *J. Roloff*, Die Kirche im Neuen Testament (Das Neue Testament Deutsch. Ergänzungsreihe: Grundrisse zum Neuen Testament 10), Göttingen 1993, 268–277.

der „Diaspora“ (vgl. Jak 1,1) leben, kennzeichnen sowohl die Lebenssituation der Adressaten als auch das ekklesiale Selbstverständnis, das der Autor ihnen nahebringen will.² Die Christen leben am Rande der Gesellschaft; sie sind Außenseiter: nicht weil sie selbst ins Abseits laufen, sondern weil sie marginalisiert werden. Als „Fremde“ leben sie in der Zerstreuung: Sie sind im römischen Reich und den kleinasiatischen Provinzen eine verschwindend kleine Minderheit, ein versprengter Haufen, verteilt über viele Städte und Ortschaften, gewiß nicht ohne den Gedankenaustausch mit anderen Gemeinden, aber ohne feste gesamtkirchliche Strukturen und ohne einen stärkeren übergemeindlichen Zusammenhalt. Nach der Intention des Verfassers soll den kleinasiatischen Christen diese Situation der Fremdschaft und der Zerstreuung freilich als Wesensmerkmal ihrer ekklesialen Identität einleuchten. Ihre marginale Existenz ist nicht nur Schicksal, sie ist auch Ge-schick: Auftrag und Sendung.

Gerade diese Analyse und Interpretation des Kircheseins macht den Ersten Petrusbrief interessant. *Zum einen* ist die Situationsbeschreibung, die er liefert, trotz aller Besonderheiten nicht nur für einige wenige Gemeinden in Kleinasien signifikant, sondern für breite Kreise der Urkirche am Ende des 1. Jahrhunderts (vgl. 5,9). *Zum anderen* ist die Herausforderung, als Minorität in einer nicht-christlichen Umgebung zu leben und als Glaubensgemeinschaft in einer pluralistischen und synkretistischen Kultur zu bestehen, wie sie der griechisch-römische Hellenismus gewesen ist, von größter ekklesialer Aktualität³: gewiß besonders

² Vgl. R. Feldmeier, Die Christen als Fremde. Die Metapher der Fremde in der antiken Welt, im Urchristentum und im Ersten Petrusbrief (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament 64), Tübingen 1992.

³ Vgl. H. Frankemölle, 1. Petrusbrief (Die Neue Echter Bibel. Neues Testament 18), Würzburg 1987, 26ff.

dort, wo die Kirche unter diktatorischen und fundamentalistischen Systemen zu leiden hat, aber auch in den postmodernen Gesellschaften des „christlichen Abendlandes“, in dem sich die volkshkirchlichen Milieus immer stärker auflösen, die religiöse Vielfalt immer neue Blüten treibt, die gesellschaftliche Akzeptanz der Kirche immer mehr schwindet, die Kritik am Glauben immer lauter wird und die Unsicherheit über neue Formen des Christseins immer weiter wächst.⁴

Um die ekklesiale Relevanz des Ersten Petrusbriefes zu erkennen, müssen drei Fragen gestellt werden. *Erstens*: In welcher Situation haben die Adressaten des Schreibens ihr Christsein gelebt? Was hat sie zu Fremden gemacht? Und wer hat sie zu Fremden gemacht? *Zweitens*: Wie sollen sie nach der Auffassung des „Petrus“ auf ihre Diaspora-Situation reagieren? Welche Konsequenzen sollen sie für ihre Spiritualität und ihre Ethik ziehen? Welches Verhältnis sollen sie zu ihrer nicht-christlichen Umwelt einnehmen? Wie sollen sie auf ihre Marginalisierung, wie auf Repressalien und Aggressionen reagieren? *Drittens*: Wie können sie sich nach der Überzeugung des Verfassers in dieser Diaspora-Situation als Kirche begreifen? Welchen Aufgaben haben sie sich zu stellen? Welche Rolle sollen sie spielen? Worin besteht ihre ekklesiale Berufung?

1. Die Lebenssituation der Gemeinden

Die Lebenssituation der kleinasiatischen Christen läßt sich mitsamt den Glaubens-Problemen und Glaubens-Chancen,

⁴ Vgl. *Tb. Söding*, Kleine Herde? Salz der Erde? Das Neue Testament und die Suche nach einem neuen Bild der Kirche: Herder Korrespondenz 48 (1994) 25–31.

die ihr innewohnen, nur dann erkennen, wenn sowohl die Vorgeschichte als auch die aktuelle Bedrückung der Gemeinden vor Augen steht.

a) Die Vorgeschichte der Gemeinden

„Petrus“ schreibt an Gemeinden, deren Geschichte im wesentlichen auf die Mission des Apostels Paulus zurückgeht. Kleinasien war ein Schwerpunkt seines Wirkens. Später wird das Land zu den ersten Regionen des römischen Reiches gehören, die christianisiert gewesen sind, lange vor Konstantin, nicht durch politischen Druck von oben, sondern durch eine breite Bewegung von unten, die sich auch gegen den Widerstand staatlicher Organe durchgesetzt hat. Bereits um 112 schreibt der jüngere Plinius an seinen kaiserlichen Freund und Mentor Trajan eine Reihe von Briefen, in denen er nach dem rechten Vorgehen gegen die Christen in der Provinz Pontus und Bithynien fragt, weil es von denen inzwischen so viele gibt, daß die Priester lokaler Heiligtümer sich beschweren, nicht mehr genügend Opfergaben für ihren Lebensunterhalt zu bekommen (Ep X 96f). Diese Entwicklung wird man im Auge behalten müssen; sie ist freilich zur Zeit der Entstehung des Ersten Petrusbriefes noch lange nicht absehbar, wiewohl das Schreiben seinen Teil zum späteren Erfolg beigetragen hat.

Kleinasien ist ein Land, dem es gegen Ende des 1. Jh. ökonomisch recht gut geht. Das schließt soziale Spannungen nicht aus. Dennoch gibt es Wirtschaftswachstum, technische Innovationen, relativen Wohlstand. Kleinasien ist aber vor allem ein Land, in dem viele Völkerschaften, viele Stämme, viele Sprachen, viele Religionen unter dem gemeinsamen Dach des römischen Imperiums auf engem Raum zusammenkommen. Ekklesiologisch entscheidend ist: Die gesamte soziale, religiöse und ethnische Vielfalt der

kleinasiatischen Gesellschaft spiegelt sich in den christlichen Gemeinden wider. Das gehört zu ihren Wesensmerkmalen von Anfang an (vgl. 1 Kor 1,26ff; 12,13; Gal 3,28): daß sie in sozialer, religiöser und ethnischer Hinsicht eine starke Integrationskraft entfaltet haben.⁵ Der Verfasser des Ersten Petrusbriefes rechnet damit, daß in den Gemeinden, an die er sich wendet, Männer und Frauen eine Rolle spielen (3,1.7), Alte und Junge (5,5), Arme und Reiche (3,3), Sklaven und Sklavenhalter (2,18ff). Die meisten Christen waren vor ihrer Konversion Heiden (1,14.18; 2,10.25; 3,6; 4,3f), die vermutlich ganz verschiedenen Kulturen angehört haben; daß einige Gemeindeglieder aus dem Judentum gekommen sind, ist damit nicht ausgeschlossen. Mischehen von Christen und Heiden sind häufig – gerade für christliche Frauen eine schwierige Situation (3,1).

Die Gemeinden des Ersten Petrusbriefes sind nicht mehr Gemeinden der ersten Stunde. Zwar zählen sie eine große Anzahl von Konvertiten in ihrer Mitte. Aber sie kennen bereits feste Glaubensüberlieferungen und bilden erste Institutionen aus. An der Spitze einer Gemeinde stehen Presbyter, denen die Leitung anvertraut ist (5,1-4).⁶ Die Taufe und das Herrenmahl sind vertraute Sakramente (1,2.18f.23; 3,21). Das christliche Evangelium, das die Adressaten in einer stark von Paulus bestimmten Gestalt kennengelernt haben, ist eine feste Größe (1,12.25; 4,17). Das Bekenntnis zum Heilstod und zur Auferstehung Jesu Christi (1,11.20; 3,18.22), das Vertrauen auf die gnädige Erwählung durch Gott (1,1.3.14f.20f; 2,9f), die Liebe zu

⁵ Vgl. P. Lampe – U. Luz, Nachpaulinisches Christentum und pagane Gesellschaft, in: J. Becker u.a., Die Anfänge der Kirche. Alte Welt und neue Hoffnung, Stuttgart u.a. 1987, 185–216: 186ff.

⁶ Der Erste Petrusbrief steht nicht mehr an, die Notwendigkeit dieses Amtes zu begründen; er übt vielmehr bereits Amts-Paränese, indem er die „Ältesten“ vor Herrschsucht und Paternalismus warnt (5,2f).

Jesus Christus (1,8), das Gebet zu Gott als dem Vater (1,17), die Erwartung der Wiederkunft Jesu Christi zum Gericht (1,13; vgl. 4,13), die Hoffnung auf die Auferstehung der Toten (1,3) und die endgültige Rettung der Glaubenden (1,3f.9; 5,10) – all dies ist den Christen der kleinasiatischen Gemeinden vertraut. Ob es freilich mehr ist als nur Tradition, ob es in der gegenwärtigen Herausforderung die bewegende Kraft ihres Christseins ist, die bestimmende Mitte ihres Lebens – das darf man fragen. Der Verfasser des Briefes glaubt immerhin, daß es nötig ist, den Gemeinden zu schreiben, um sie zu ermahnen und ihnen die Gnade Gottes zu bezeugen, in die sie sich hineinstellen dürfen (5,12).

b) Die Bedrückung durch die Umwelt

Der eigentliche Anlaß des Briefes liegt jedoch weder in einem Erlahmen des Glaubenseifers noch etwa in theologischen Streitigkeiten, sondern im Druck, der von der Umwelt auf die Christen ausgeübt wird.⁷ Diesem Leidensdruck (3,8f.14.17f; 4,13ff; vgl. 2,19f) standzuhalten, fällt den Gemeinden schwer. Er wird offenbar nicht eigentlich als Herausforderung erfahren, die man mutig anpacken kann, sondern als etwas Ungerechtes (2,19), Unerwartetes und Unbegreifliches (4,12), vor allem aber als Versuchung (4,12; vgl. 1,6), die man vielleicht nicht zu bestehen vermag. Es gibt Anlaß, vor Angst (3,6.14) und Irritationen zu warnen (3,14), vor Kleinmut (vgl. 3,14) und vor falscher Scham (4,16).

Welchen Pressionen sind die Christen ausgesetzt? Von wem gehen sie aus? Und wo liegen die Ursachen?

⁷ Vgl. *H. Frankemölle*, Die Beziehung der Christen zur Welt nach dem 1. Petrusbrief: Konferenzblatt für Theologie und Seelsorge 102 (1991) 245–270; *F. Schröger*, Wegweisung für Christen im Leiden. Diskriminierung und Verfolgung nach dem 1. Petrusbrief, in: J. Hainz (Hg.), Theologie im Werden, Paderborn u.a. 1992, 417–431.

Wie der Autor es sieht, müssen die kleinasiatischen Christen „um der Gerechtigkeit willen“ leiden (1Petr 3,14; vgl. 2,20; 3,17). Die Parallele zur Bergpredigt (Mt 5,10) liegt nahe. Zwar weiß der Verfasser, daß es auch andere Gründe geben kann, weshalb Christen bedrückt werden: Fehler und Schwächen, Versagen und Schuld (1Petr 4,15f; vgl. 2,16.20). Aber hier liegt nicht das eigentliche Problem. Es gehört zur Erfahrung der Gemeinden, daß sie nur deshalb verfolgt werden, weil sie Christen sind (4,14.16) und dem Ruf ihres Gewissens folgen (2,19).

Das Leiden, das den Christen auferlegt wird, besteht vor allem darin, abgelehnt (3,15), beschimpft (3,9; 4,14) und verleumdet (3,9.16) zu werden. Das ist für die gesamte Spätantike typisch⁸: Die Vorwürfe des Atheismus und des asozialen Verhaltens, der Pietätlosigkeit und des Außenseitertums, die Verdächtigung dunkler Machenschaften und finsterner Verschwörungen, die Spekulationen über blutrünstige Kulte und geheime Orgien sind Legion. Die Christen haben in der Antike all die Vorurteile zu erdulden, die gemeinhin auf eine Minderheit projiziert werden. Die Folge ist nicht zuletzt, daß die Christen immer wieder genötigt sind, ihr Christsein zu rechtfertigen (3,15f), nicht nur vor Gericht, sondern auch in alltäglichen Begegnungen mit ihren Mitmenschen. Der Glaube der Christen ist alles andere als selbstverständlich; er ist auch nicht von vornherein allen Menschen guten Willens einsichtig. Im Gegenteil: Seine Legitimität wird in Frage gestellt, seine Integrität wird bezweifelt. Er gilt als dummer Aberglaube, der allenfalls schlichte Gemüter in seinen Bann zu schlagen vermag. Ständig aber rechtfertigen zu müssen, daß man Christ ist, unter permanentem Legitimationszwang zu stehen, immer wie-

⁸ Vgl. *R. L. Wilken*, Die frühen Christen. Wie die Römer sie sahen, Graz 1986 (amerik. Orig. 1984).

der gegen ein Wand von Vorurteilen und Verdächtigungen anzulaufen – das hat die Lebens- und Glaubenssituation der kleinasiatischen Christen schwer belastet.

Die Pressionen, unter denen sie zu leiden haben, gehen nicht etwa von Juden aus, sondern von Heiden und nicht etwa von staatlichen Organen, sondern von den Mitbürgern (vgl. 4,2ff). Beides ist für die urchristliche Zeit typisch.⁹ Denn *zum einen* gibt es zwar durchaus auch Konflikte mit Juden, zumal in Palästina und den angrenzenden Gebieten. Noch sind die Christen dabei Opfer. Aber schaut man aufs Neue Testament als ganzes, sind doch die Konflikte mit der paganen Umwelt weit häufiger, weit schärfer, weit folgenreicher und weit gefährlicher. Und *zum anderen* gibt es zwar hier und da Konflikte mit politischen Institutionen. Die Christenverfolgungen in Rom unter Nero und unter Domitian am Ende des 1. Jh. in Kleinasien (mit der sich die Johannes-Apokalypse auseinandersetzt) sind die bekanntesten Beispiele – aber fast auch schon die einzigen. Viel häufiger begegnet das, was der Erste Petrusbrief erkennen läßt: Ausgrenzung und Benachteiligung, Verdächtigung und Verleumdung, Schikanierung und Diskriminierung durch die heidnischen Mitbewohner, die Berufskollegen, die Vorgesetzten, die alten Freunde, die Verwandten.

Warum sie die Christen ablehnen, glaubt „Petrus“ zu wissen. Nach 4,4 ist das Motiv der aggressiven Ablehnung vor allem der Unwille, daß die Christen anders leben als die anderen, mehr noch: daß die Christen nicht mehr weitermachen wie bisher, daß sie nicht mehr mit der Mehrheit mitlaufen, weil sie aufgrund ihres Glaubens mit ihrer Vergangenheit gebrochen haben. Diese Diagnose klingt plausibel. Sie

⁹ Vgl. *Th. Söding*, Widerspruch und Leidensnachfolge. Neutestamentliche Gemeinden im Konflikt mit ihrer paganen Umwelt: Münchener Theologische Zeitschrift 41 (1990) 137–155.

spiegelt die in der Antike weit verbreitete Skepsis gegenüber allem Neuen, das mit Herkommen und Sitte bricht.

Zusammengefaßt: Die Gemeinden, die der Erste Petrusbrief anspricht, leben am Rande der Gesellschaft; nicht weil sie selbst dorthin drängten, sondern weil sie dorthin gedrängt worden sind. Die Christen Kleinasiens stehen (noch) nicht in der Herausforderung eines Martyriums. Aber sie stehen unter erheblichem Leidensdruck: Ihr Schicksal sind Unverständnis und Ablehnung, Diskriminierungen und Benachteiligungen, Verdächtigungen und Verleumdungen, Schikanierungen und Repressalien. Man versteht nicht, daß die Christen nicht mehr weitermachen wie alle anderen; man will nicht, daß in den Christengemeinden eine neue Lebensperspektive, eine wirkliche Alternative entsteht. Es gibt massiven Anpassungs-Druck: nicht so sehr durch den Staat als vielmehr durch die Mitbürger. Den Christen steht diese Situation deutlich vor Augen; sie haben Angst, ihre Identität zu verlieren; sie wissen, daß ihr Verhalten und ihre Verkündigung bei vielen Befremden auslöst. Sie sehen sich selbst als unerwünschte Gäste (2,11), als Fremde, denen ein Bleiberecht in ihrer Gesellschaft abgesprochen wird. In dieser Leidens-Situation spricht der Erste Petrusbrief die kleinasiatischen Christen an, um ihnen neuen „Mut zum Kirchesein“ (K. Lehmann) zu machen.¹⁰

2. *Die Reaktion der Christen*

Wie sollen diese Christen auf ihre Diskriminierung reagieren? Folgt man dem Ersten Petrusbrief, ist es wichtig, den Blick sowohl nach innen zu richten, auf das Evangelium und

¹⁰ Vgl. E. Lohse, Paränese und Kerygma im Ersten Petrusbrief (1953), in: ders., Die Einheit des Neuen Testaments, Göttingen 1973, 307–328.

die Gemeinde, als auch nach außen, auf die Umwelt und die Mitmenschen. Im Blick nach innen treten sowohl das Bekenntnis als auch die Praxis der Christen vor Augen, sowohl der Glaube als auch die Liebe, sowohl die Spiritualität als auch die ekklesiale Solidarität. Im Blick nach außen kommt es sowohl auf das Verhältnis zu den kulturellen, staatlichen und politischen Institutionen an als auch auf die Beziehungen zu den skeptischen, abweisenden, tendenziell aggressiven Mitbürgern.

a) Festigung des Glaubens

Besonderen Wert legt der Verfasser auf die Festigung des Glaubens. „Glaube“ ist ein Schlüsselwort des Briefes.¹¹ Im Ersten Petrusbrief geht es nicht so sehr um die Orthodoxie des Bekenntnisses, auch nicht um das reine Vertrauen auf Gottes Gnade; Glaube ist vielmehr jene aus dem Vertrauen zu Gott (5,7: Ps 55,23) stammende Stärke (1,5ff; 5,9), die es möglich macht, in der Anfechtung durch den Leidensdruck zu bestehen (1,5-8) und der Versuchung zum Konformismus nicht nachzugeben (5,9).

(1) Die pastoraltheologische Aufgabe

Die entscheidende Frage, die sich der Verfasser des Schreibens gestellt hat, lautet, wie diese Glaubensstärke wachsen kann. Die Antwort, die er gibt, ist aufschlußreich: Den Gemeinden muß vor allem deutlich werden, daß ihr Leiden, das sie um Christi willen auf sich nehmen, etwas mit Jesus Christus und dem Glauben selbst zu tun hat. Ihnen muß wieder klar werden, daß Jesus Christus tatsächlich *für sie* gestorben ist; daß sein Leiden *für sie* das Leben bedeutet;

¹¹ Vgl. *Tb. Söding*, Die Trias Glaube, Hoffnung, Liebe bei Paulus (Stuttgarter Bibelstudien 150), Stuttgart 1992, 181–184.

daß das Evangelium von Jesu Tod und Auferstehung *für sie* die Frohe Botschaft ist.

Um dies aufzuzeigen, muß der Verfasser versuchen, eine neue Sprache für die Verkündigung zu finden. Auf der einen Seite ist er offensichtlich bemüht, die Kontinuität mit der Tradition zu wahren, die für ihn insbesondere durch Grundzüge paulinischer Theologie bestimmt ist. Er weiß, daß er den Glauben in eine Ideologie auflösen würde, wenn er den Kontakt mit dem apostolischen Ursprung verlöre. Auf der anderen Seite muß er aber nach neuen Worten, neuen Bildern, neuen Begriffen der Verkündigung suchen, um die lebensgeschichtliche, die existentielle wie die ekklesiale Dimension des christologischen Heilsgeschehens für die Adressaten des Briefes sichtbar zu machen, ohne jeden Verlust des theologischen Niveaus, ohne jede Banalisierung des Evangeliums, ohne billige Anbietierungen, vielmehr mit dem Ziel, durch die Suche nach Verknüpfungen zwischen dem Evangelium und der Biographie der Gemeinden neue Dimensionen des Heilsgeschehens zu entdecken.

Dies ist dem Ersten Petrusbrief augenscheinlich gelungen. Der Verfasser glaubt, daß es vor allem auf zwei Punkte ankommt: Die Christen müssen in neuer Intensität eine personale Beziehung zu Jesus Christus entwickeln, die das Problem des Leidens nicht ausklammert, sondern integriert¹²; und ihnen muß an ihrer eigenen Geschichte wieder bewußt werden, wie groß die Gnade ist, die Gott ihnen schenkt (5,12).

(2) *Die Schicksalsgemeinschaft mit dem leidenden Jesus*

Der Erste Petrusbrief geht von der eschatologischen Heilsbedeutung des stellvertretenden Sühnetodes Jesu aus

¹² Vgl. K. Berger, *Historische Psychologie des Neuen Testaments* (Stuttgarter Bibelstudien 146/147), Stuttgart 1991, 216–224.

(1,2.18; 2,21.24; 3,18). Sie ist für ihn feste christliche Glaubensstradition. Aber er vermag so von ihr zu sprechen, daß deutlich werden kann, was das Leiden Jesu mit den gegenwärtigen Bedrückungen der Gemeinden zu tun hat. Ein Beispiel ist 1Petr 2,21-25. Der Text wird auf ein traditionelles Christuslied zurückgehen, das der Autor zitiert und kommentiert.¹³ Er stellt es in einen Abschnitt, der den christlichen Sklaven empfiehlt, sich ihren Herren unterzuordnen, nicht nur „den guten und freundlichen, sondern auch den launenhaften“ (2,18). Über die Klugheit dieses Rates mag man streiten. Entscheidend ist an dieser Stelle die christologische Motivierung, die der Verfasser mit dem Christuslied versucht. Sie lautet:

²¹Auch Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Spuren folgt. ²²Der „keine Sünde beging und aus dessen Mund kein Trug vernommen ward“ (Jes 53,9), ²³der wurde geschmäht, schmähte aber nicht wieder, er litt, drohte aber nicht, sondern übergab seine Sache dem gerechten Richter. ²⁴„Unsere Sünden hat er selbst“ am eigenen Leibe zum Holz des Kreuzes „hinaufgetragen“ (Jes 53,12), damit wir, tot für die Sünde, für die Gerechtigkeit leben. „Durch seine Wunden seid ihr geheilt“ (Jes 53,5). ²⁵Denn wie „umherirrende Schafe“ (Jes 53,6) seid ihr gewesen; doch jetzt habt ihr euch dem Hirten und Bischof eurer Seelen zugewandt.

Der Text ist gespickt mit Zitaten und Anspielungen aus Jes 53, dem Vierten Lied vom Gottesknecht. Das ist eine entscheidende Voraussetzung seiner Intensität. Seine Sprache ist gesättigt mit der Leidens- und Glaubenserfahrung Israels. Gleichzeitig knüpft sie an älteste christliche Verkündigung an, die den leidenden Gottesknecht in Jesus Christus

¹³ Vgl. L. Goppelt, Der erste Petrusbrief, hg. v. F. Hahn (Kritisch-exegetischer Kommentar zum Neuen Testament 12/1), Göttingen 1978, 188–212.

verkörpert sieht. Vor allem jedoch spricht sie so vom Leiden Jesu, daß ohne jeden Abstrich an seiner eschatologischen Heilsbedeutung die Menschlichkeit der Passion Jesu sichtbar wird, nicht nur das Vorbildhafte seines Martyriums, sondern auch seine Gewaltlosigkeit, sein Vertrauen auf Gott, seine Bereitschaft, Böses mit Gutem zu vergelten. Jesus in seinem Leiden so zu sehen, ist eine große Glaubens-Hilfe – nicht nur für die Sklaven, die unter Ungerechtigkeit leiden, sondern für alle Christen, denen Aggressionen entgegenschlagen: Es hilft ihnen, ihr eigenes Leiden, so sehr es Prüfung und Versuchung bleibt (1,6f), doch „in Freude“ anzunehmen (1,6; 4,13): weil es keine Strafe Gottes ist, sondern Schicksalsgemeinschaft mit Jesus, der die Christen in ihrem Leiden seine Nähe, seine Solidarität und Zuwendung spüren läßt.¹⁴

(3) Die Größe der Gnade Gottes im Leben der Gemeinden
So wie der Brief einerseits die Menschlichkeit des leidenden Jesus betont, um den in ihrer bedrängten Lage angefochtenen Christen zu helfen, sich mit ihrem Kyrios zu identifizieren und auf diese Weise Kraft zu gewinnen, so betont der Autor andererseits die Größe der Gnade, die den Glaubenden schon geschenkt ist, um ihnen den Wert zu verdeutlichen, den ihre Person und ihr Leben in den Augen Gottes haben. Auch hierfür ein Beispiel, 1Petr 1,17-25¹⁵:

¹⁷Wenn ihr den als Vater anruft, der jeden ohne Ansehen der Person nach seinem Tun beurteilt, dann führt auch, solange ihr in der Fremde seid, ein Leben in Gottesfurcht. ¹⁸Ihr wißt ja, daß ihr aus eurer sinnlosen, von euren Vätern ererbten

¹⁴ Vgl. E. Lobse, Theologische Ethik des Neuen Testaments (Theologische Wissenschaft 5/2), Göttingen 1988, 114f.

¹⁵ Vgl. N. Brox, Der Erste Petrusbrief (Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament 21), Zürich – Neukirchen-Vluyn 1979, 78–89.

Lebensweise nicht mit vergänglichen Werten, Silber oder Gold, freigekauft worden seid, ¹⁹sondern mit dem kostbaren Blut Christi, des Lammes ohne Fehl und Makel. ²⁰Schon vor der Gründung der Welt dazu ausersehen, offenbarte er sich euretwegen am Ende der Zeit, ²¹die ihr durch ihn zum Glauben an Gott gekommen seid, der ihn von den Toten erweckt und ihm Herrlichkeit verliehen hat, so daß euer Glaube und eure Hoffnung auf Gott gerichtet sind. ²²Da ihr euer Leben im Gehorsam gegenüber der Wahrheit zu ungeheuchelter Bruderliebe geheiligt habt, so liebt einander beständig von ganzem Herzen, ²³seid ihr doch neu geboren, nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen: aus Gottes Wort, das lebendig ist und ewig währt. ²⁴Denn *„alles Fleisch ist wie Gras und all seine Herrlichkeit wie eine Blume im Gras. Das Gras verdorrt, und die Blume verwelkt, das Wort des Herrn aber bleibt in Ewigkeit“* (Jes 40,68^{LXX}). ²⁵Dies aber ist das Wort, das euch als Evangelium verkündigt worden ist.

Der Verfasser scheut vor großen Worten nicht zurück. Aber es sind keine leeren Worte. Sie wollen vielmehr der Größe des beschriebenen Ereignisses gerecht werden. Es geht um die Taufe der Christen, in der sich ihre Berufung zur eschatologischen Rettung sakramental realisiert (1,3.23; 3,21). Existentiell gesehen, ist sie eine radikale Lebens-Wende. Der tiefe Einschnitt, den eine Konversion zum Christentum in der Antike bedeutet¹⁶, wird vom Ersten Petrusbrief scharf herausgearbeitet. Soteriologisch gesehen, ist die Taufe die „Wiedergeburt“ der Glaubenden zum wahren Leben. Die großen Worte, die der Autor wählt, wollen einen Eindruck von der wahren Größe dieses Heilsgeschehens machen: Sie führen vor Augen, wie hoch der Einsatz gewesen ist, den Jesus für ihr Leben wagt, wie gewichtig das Wort ist, das Gott zu ihnen spricht, wie unvergleichlich die

¹⁶ Vgl. G. Bardy, Menschen werden Christen (frz. 1949), Freiburg – Basel – Wien 1988.

Frohe Botschaft ist, die ihnen gilt. Der Kontrast zwischen dem mittelmäßigen, an falschen Konventionen orientierten, nur der Bedürfnisbefriedigung und Erlebnissteigerung geweihten Leben, das die Christen zuvor geführt haben, und dem Aufwand, den Gott zu ihrer Rettung treibt, ist zugleich Ermutigung und Verpflichtung: Ermutigung, auf Gottes Gnade zu bauen; Verpflichtung, Gottes Gnade im Lebensvollzug gerecht zu werden. 1Petr 1,18-25 stellt die Berufung der Heiden in eschatologische und kosmologische Zusammenhänge, um die Relevanz des Gnadengeschehens sichtbar zu machen: Von Anfang der Welt an war es Gottes Wille, gerade auch sie, die Christen „in der Diaspora von Pontus, Galatien, Kappadozien, Asien und Bithynien“ (1,1), zu erwählen. Die Größe der Gnade Gottes wird an der Biographie dieser Christen sichtbar; und umgekehrt kann ihnen gerade deshalb, weil der Verfasser vor großen Worten und großen Zusammenhängen nicht zurückschreckt, aufgehen, worin die Wahrheit, worin der Halt, worin die Mitte ihres Lebens liegt: in der Zuwendung Gottes, die in Jesus Christus geschichtliches Ereignis geworden ist.

b) Stärkung des Gemeinschaftslebens

Mit der Stärkung des Glaubens hängt die Stärkung des Gemeinschaftslebens auf das engste zusammen. Der Verfasser des Ersten Petrusbriefes weiß: In der bedrängten Lage der Gemeinden kommt viel darauf an, daß die Christen einander helfen und unterstützen, daß sie zueinander stehen und miteinander kämpfen, kurz: daß sie aufgrund ihres Glaubens eine enge Gemeinschaft bilden, die Geborgenheit, Schutz und Rückhalt bietet. Nur so werden sie dem Druck von außen standhalten können.

Die Paränese des Briefes setzt zwei Schwerpunkte. Beide werden in 1Petr 4,7-11 sichtbar.

⁷Das Ende aller Dinge ist nun nahegekommen. Seid also besonnen und nüchtern beim Beten. ⁸Habt vor allem eine beständige Liebe zueinander. Denn die „*Liebe deckt eine Menge Sünden zu*“ (Spr 10,12). ⁹Seid gastfreundlich zueinander, ohne Murren. ¹⁰Jeder soll den anderen mit der Begabung dienen, die er empfangen hat, so daß ihr die vielfältige Gnade Gottes gut verwaltet. ¹¹Wenn einer redet – so Worte Gottes. Wenn einer dient – so aus der Kraft, die Gott verleiht, damit in allem Gott verherrlicht werde durch Jesus Christus.

Der erste Schwerpunkt liegt in der Stärkung der innergemeindlichen Liebe (1,22; 2,17; 3,8; 4,8).¹⁷ Der Erste Petrusbrief weiß, daß christliches Leben immer nur in einer Gemeinschaft realisiert werden kann, die nicht vom Prinzip der Durchsetzung eigener Interessen auf Kosten anderer und der Herrschaft der Stärkeren über die Schwächeren geprägt ist, sondern von gegenseitiger Achtung und Anteilnahme, von ehrlicher Bejahung der Mit-Christen und tatkräftiger Unterstützung seiner Lebensrechte. Die Tugenden des Christseins, die der Autor den Adressaten ans Herz legt, sind deshalb Besonnenheit (4,7), Nüchternheit (1,13; 4,7), Beständigkeit (4,8), Gastfreundschaft (4,9), Vergebungsbereitschaft (3,9; 4,8) und Dienstwilligkeit (3,8; 4,10), aber auch Mitleid (3,8), Barmherzigkeit (3,8), Gerechtigkeit (3,14), Sanftmut (3,4.16), Ausgeglichenheit (3,4), Rücksichtnahme (3,7), Einmütigkeit (3,8) und Friedfertigkeit (3,11). Die ethischen Stichworte des Ersten Petrusbriefes sind nicht neu; sie sind in der alttestamentlichen, jüdischen und urchristlichen Tradition seit langem bekannt; sie gewinnen nur durch die Situation, in der an sie erinnert wird, neue Bedeutung. Gerade deshalb, weil die Christen

¹⁷ Vgl. W. Schrage, Ethik des Neuen Testaments (Das Neue Testament Deutsch. Ergänzungsreihe: Grundrisse zum Neuen Testament 4), Göttingen ²1989 (¹1982), 274–285; R. Schnackenburg, Die sittliche Botschaft des Neuen Testaments II (Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testament. Supplementum 2), Freiburg – Basel – Wien 1988, 226–238.

durch die Konversion ihren bisherigen Rückhalt in der Familie, im Freundeskreis, im Arbeitsverhältnis, nicht zuletzt in der Religion verlieren, müssen sie, um leben zu können, in der christlichen Gemeinde eine neue Heimat finden.¹⁸

Der zweite Schwerpunkt liegt in der Stärkung der Charismen, die der Gemeinde geschenkt worden sind (4,10f).¹⁹ Der Verfasser denkt unmittelbar an das „Reden“ und an das „Dienen“, also an die Verkündigung des Wortes, deren „Sitz im Leben“ vor allem der Gottesdienst ist, und an die Diakonie als die elementare Form des ekklesialen Miteinanders. Es handelt sich kaum nur um zwei einzelne Charismen; vielmehr werden die *Wesensvollzüge* der Ekklesia als Wirkungen des Geistes Gottes gekennzeichnet. Der Anklang an die paulinische Charismenlehre ist kaum zu überhören. Der Erste Petrusbrief gewinnt durch die Erinnerung an die charismatische Kompetenz aller Gemeindeglieder nicht nur die Möglichkeit, das Leben der Gemeinde auf der Vielzahl der Begabungen zu gründen. Er macht zugleich zweierlei deutlich: daß zum einen die Aufgabe an die Gabe zurückgebunden ist, der Imperativ an den Indikativ, und daß zum anderen die Ethik untrennbar mit der Theozentrik des Christseins verbunden ist. Wie einerseits die Verherrlichung Gottes nicht zuletzt in der Verkündigung seines Wortes und in der dienstbereiten Nächstenliebe besteht, so läßt sich andererseits die ekklesiale Solidarität ebenso wie die Verkündigung nur in der unmittelbaren Hinwendung zu Gott realisieren.

Aus der empfangenen Gnade leben; mit den Begabungen sorgfältig umgehen; die geschenkten Talente für andere einsetzen: dafür will der Erste Petrusbrief die Christen Kleinasiens gewinnen. Denn allein dies wird der Freiheit ihres Christseins

¹⁸ Vgl. J. H. Elliott, *A Home for the Homeless*, London 1981.

¹⁹ Vgl. H. Goldstein, *Paulinische Gemeinde im Ersten Petrusbrief* (Stuttgarter Bibelstudien 80), Stuttgart 1975, 12–17.

gerecht (2,16), und allein dies verleiht in den unvermeidlichen Auseinandersetzungen die nötige Kraft zum Widerstand (5,9).

c) *Die Annahme der Realitäten*

Zu den häufig kritisierten Paränesen des Ersten Petrusbriefes gehört die Mahnung an die Christen, die kaiserliche wie die statthalterliche Macht anzuerkennen (2,11-17), und an die Sklaven, ihren Herren, selbst den ungerechten, gehorsam zu sein (2,18-25).²⁰ Tatsächlich ist die Zeitbedingtheit dieser Paränesen nicht zu leugnen. Für die Gegenwart könnten sie keine Verbindlichkeit beanspruchen. Gleichwohl haben sie, wenn der Eindruck nicht täuscht, zur Zeit, da der Erste Petrusbrief entstanden ist, doch wichtige Orientierungen gegeben. Abgesehen davon, daß auch „Petrus“ ein Kind seiner Zeit gewesen ist, das sich einen demokratischen Rechtsstaat und die Abschaffung der Sklaverei schwerlich hat vorstellen können: Beide Anweisungen können nur dann richtig verstanden werden, wenn vor Augen steht, daß die Christen im 1. Jahrhundert eine sehr kleine Minorität bildeten, die nicht im Ernst daran denken konnte, durch eine evolutionäre oder revolutionäre Veränderung der Gesellschaft die Lebensverhältnisse der Menschen grundlegend zu verbessern. Worauf es allein ankommen konnte, war, den Christen zu zeigen, wie sie unter den obwaltenden Umständen sinnvoll als Christen leben konnten. Erst an dieser Stelle wird der Sinn der Weisungen erkennbar.

Was das Verhältnis der Christen zur Obrigkeit anbelangt²¹, so verweigert sich der Erste Petrusbrief zwei naheliegenden Auswegen. Der eine Ausweg wäre der des Rigorismus und des Utopismus: fundamentale Kritik aller bestehenden Verhält-

²⁰ Vgl. K. Philipps, Kirche in der Gesellschaft nach dem Ersten Petrusbrief, Gütersloh 1971, 28–44.

²¹ Vgl. H. Goldstein, Die politischen Paränesen in 1Petr 2 und Röm 13: Bibel und Leben 14 (1973) 88–104.

nisse; radikale Ablehnung des Staates; konsequenter Rückzug aus der Gesellschaft; weitgehende Isolation innerhalb der Polis. Der andere Ausweg wäre der des Synkretismus und des Opportunismus: unkritische Bejahung der staatlichen Gewalt; scheinbare Zustimmung zum quasi-göttlichen Autoritätsanspruch des Kaisers; problemlose Teilhabe am Kaiserkult, soweit er sich schon auszubreiten begonnen hatte²². Beide Wege hätten zur Auflösung ekklesialer Identität geführt, der eine Weg in die Sekte, der andere in einen hellenistischen Kultverein. Die Aufgabe, der sich „Petrus“ gegenüber sah, bestand darin, einerseits auch in politischen Fragen die radikale Theozentrik des Christseins zur Geltung zu bringen und andererseits die gegebene Gesellschaft als den geschichtlichen Ort zu beschreiben, an dem der Glaube lebendig wird. Dies ist dem Ersten Petrusbrief zumindest insoweit gelungen, als er einerseits gegen jede theologische Überhöhung der kaiserlichen Macht den absoluten Vorrang Gottes in Erinnerung ruft und andererseits gegen jeden Rückzug aus der Gesellschaft zur staatsbürgerlichen Loyalität mahnt, die freiwillig und verantwortlich übernommen werden soll. Mit dieser Intention steht der Erste Petrusbrief in einer breiten jüdischen und christlichen Tradition (vgl. Röm 13,1-7; Tit 3,1; auch Mk 12,17).²³

Was das Verhältnis christlicher Sklaven zu ihren (heidnischen) Herren anbelangt, folgt der Erste Petrusbrief gleichfalls einer mittleren Linie, die sich im Judentum wie im Urchristen-

²² Vgl. S. R. F. Price, *Rituals and Power. The Roman Imperial Cult in Asia Minor*, Cambridge 1984.

²³ Daß seine Lösung unter den Bedingungen des heidnischen Kaiserreichs auf Dauer nicht tragfähig sein konnte, beweist die wenig später entstandene, gleichfalls an kleinasiatische Gemeinden adressierte Johannes-Apokalypse. Doch wird dadurch die Absicht des Petrusbriefes, zu nüchterner Loyalität anzuhalten, nicht von vornherein konterkariert.

tum großer Beliebtheit erfreut hat.²⁴ Weder meint der Erste Petrusbrief, das Leben als Sklave sei mit dem Christsein unvereinbar, noch schönert er die realen Verhältnisse. Er rechtfertigt nicht die Sklaverei; schon gar nicht verschweigt er die Ungerechtigkeit vieler Sklavenhalter. Wohl aber hält er dafür, daß selbst noch die ungerechten Leiden, die von den christlichen Sklaven erduldet werden müssen, als eine Form der Schicksalsgemeinschaft mit dem unschuldig leidenden Jesus angenommen werden können. Daß die Sklaven innerhalb der christlichen Gemeinschaft nicht mehr Sklaven sind, sondern Brüder (und Schwestern), deren Geschick geradezu vorbildhaften Charakter hat, versteht sich inzwischen (vgl. Gal 3,28; 1Kor 12,13) von selbst.

Beide Paränesen kommen in einem überein: So sehr die Christen von der Gesellschaft diskriminiert werden, so wenig wandern sie aus ihr aus. Als Fremde können die Christen nur *in* ihrer Welt und *mit* den Nicht-Christen den Glauben leben. Die Annahme der Realitäten, die im klaren Gegensatz zu jedem Rigorismus und Utopismus steht, gehört zu den Wesensmerkmalen ekklesialer Existenz nach dem Ersten Petrusbrief. Daß damit immer auch die Gefahr einer Anpassung an die Welt gegeben ist, läßt sich nicht von der Hand weisen. Daß ihr der Erste Petrusbrief erlegen wäre, läßt sich indes nur schwerlich behaupten.²⁵

d) Das Verhältnis zu den Nicht-Christen

Wichtiger noch ist freilich das Verhältnis der Christen zu ihren heidnischen Mitbürgern. Der Verfasser des Ersten Petrusbriefes versucht, zwei Optionen zur Geltung zu bringen. Die erste

²⁴ Vgl. F. Laub, Die Begegnung des antiken Christentums mit der Sklaverei (Stuttgarter Bibelstudien 107), Stuttgart 1982.

²⁵ Gegen E. Schüssler Fiorenza, „Zu ihrem Gedächtnis ...“, München – Mainz 1988, 318.

Option: Abbau der Aggressionen durch Gewaltverzicht und Feindesliebe; die zweite Option: Überzeugungsarbeit unter den Heiden durch einen konsequenten christlichen Lebensstil, der auf die Dauer anziehend wirkt.

Ein Beispiel für die *erste Option* ist 1Petr 3,8-12:

⁸Seid alle eines Sinnes, habt Mitleid, liebt die Brüder, seid barmherzig und demütig. ⁹Vergeltet nicht Böses mit Bösem noch Schmähung mit Schmähung. Sondern segnet, weil ihr berufen seid, Segen zu erlangen. ¹⁰Denn „*wer das Leben lieben und gute Tage sehen will, der lasse seine Zunge vom Bösen ausruhen und seine Lippen, daß sie nichts Trügerisches reden, ¹¹er wende sich ab vom Bösen und tue das Gute, er suche den Frieden und jage ihm nach, ¹²denn die Augen des Herrn richten sich auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Gebet. Aber das Angesicht des Herrn wendet sich gegen die, die Böses tun*“ (Ps 34,12-17).

Den Kern der Mahnung bildet eine Erinnerung an Ps 34. In ihrem neuen situativen und literarischen Kontext gewinnen die Hoffnungen des Psalmisten eine neue Bedeutung. 1Petr 3,8-12 setzt bei der innergemeindlichen Bruderliebe an. Sie bildet die Basis für das Verhalten gegenüber den heidnischen Mitbürgern. Die Beziehungen zu ihnen sind durch deren Pressionen arg belastet. Gleichwohl mutet der Erste Petrusbrief den Christen zu, auf die Aggressionen, die sich gegen sie richten, nicht mit neuen Aggressionen zu reagieren. Sie sollen nicht Böses mit Bösem noch Schmähung mit Schmähung vergelten, sondern die Verfolger segnen. Das schließt die Bereitschaft ein, „um der Gerechtigkeit willen“ Leiden zu ertragen (3,14). Die Nähe zur Bergpredigt (Mt 5,38-48 par Lk 6,27-36) und zur paulinischen Ethik (1Thess 4,9-12; 5,15; 1Kor 4,12; Röm 12,9-21) ist unverkennbar.

Gewaltlosigkeit und Feindesliebe sind aber nicht nur Forderungen, die an die Christen gerichtet werden (und die

auch damals nur sehr schwer zu erfüllen waren). Die praktizierte Feindesliebe steht auch, so besagt es der Psalm, unter der Verheißung Gottes: der Verheißung, nicht nur ein gottgefälliges Leben zu führen, sondern auch wirklich etwas zum Frieden unter den Menschen beitragen zu können.

Hier schließt sich die *zweite Option* an. In 1Petr 2,12 heißt es:

Führt unter den Heiden einen guten Lebenswandel, damit das, weshalb sie euch schmähen, als ob ihr Böses tätet, durch gute Werke widerlegt wird, so daß sie Gott preisen werden, wenn der Tag der Heimsuchung kommt.

So sehr der Verfasser des Briefes weiß, daß der christliche Lebensstil gegenwärtig mancherlei Irritationen auslöst, so sehr ist er der festen Überzeugung, daß ein konsequentes Leben nach dem Evangelium, sofern es von Exaltiertheit und Rigorismus frei bleibt, auf die Dauer anziehend wirkt: durch seine Einfachheit, durch seine Solidarität, durch sein caritatives Engagement, durch seinen Gottesdienst. Die Stärkung des ekklesialen Glaubens und der ekklesialen Gemeinschaft führen nach dem Ersten Petrusbrief also gerade nicht zur Abschottung, sondern zur Öffnung der christlichen Gemeinden. Je deutlicher ihre Lebensführung vom Evangelium bestimmt wird, desto faszinierender wird sie.

1Petr 2,12 schlägt einen besonders optimistischen Ton an: Nach anderen Stellen ist der Autor schon froh, wenn auf diese Weise den Verleumdern das Maul gestopft wird (2,15) und die Diffamierer beschämt werden, so daß sie in sich gehen (3,16). Bereits das würde der Gemeinde in ihrer bedrängten Lage sehr helfen. 1Petr 2,12 geht aber weiter. Der Vers führt ein geradezu missionarisches Motiv ein. Die Christen sollen durch ihre Lebensführung Überzeugungs-

arbeit vor Ort leisten: dadurch, daß sie in der Stadt, in der sie leben, als Gemeinde präsent bleiben und als Christen auf ihre Umwelt wirken. Dieses Motiv hat mit Anbiederung und Anpassung wenig zu tun (3,15f). Aber es hält dafür, daß sich christliche Ethik auch Nicht-Christen verständlich machen kann. Das ist eine alte Erwartung, die sich schon bei Paulus findet (1Thess 4,11f).²⁶ Das Frappierende an ihr ist, daß sie nicht nur eine Hoffnung geblieben ist, sondern sich (mit welchen geschichtlichen Brüchen auch immer) realisiert hat.

3. Die Berufung der Kirche

Sowohl die Leidens-Situation, in der die kleinasiatischen Christen stecken, als auch die Reaktionen, für die sie „Petrus“ gewinnen will, spiegeln sich in den ekklesiologischen Leitbildern des Briefes.²⁷

a) Auserwählung und Berufung

Wesentlich ist das Motiv der Erwählung. Schon in der Adresse des Briefes klingt es mit großer Betonung an (1,1; vgl. 2,9). Mit elitärem Denken im neuzeitlichen Sinn des Wortes hat diese Selbst-Qualifizierung nichts zu tun, sehr viel aber mit der Glaubens-Überzeugung, daß sich die Existenz der Gemeinde einzig und allein der Barmherzigkeit Gottes verdankt und daß die Christen nicht wie alle Welt

²⁶ Vgl. W. C. v. Unnik, Die Rücksicht auf die Reaktion der Nicht-Christen als Motiv in der altchristlichen Paränese, in: W. Eltester (Hg.), Judentum – Urchristentum – Kirche. FS J. Jeremias (Beihefte zur Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft 26), Berlin 1960, 221–234.

²⁷ Vgl. H. Schlier, Ekklesiologie des Neuen Testaments: Mysterium Salutis 4/1 (1972) 101–221: 195–200.

leben, sondern sich in ihrem Selbstverständnis und ihren Wertvorstellungen, in ihrer Frömmigkeit und ihrer Ethik von ihrer paganen Umwelt unterscheiden. Die Initiative zur Gründung der Kirche geht nicht von Menschen aus, die sich entschließen, auf Gottes Wort zu hören und anders zu leben, sondern von Gott, der sich entschließt, sich den Menschen mitzuteilen und ihrem Leben Sinn zu geben. Die Betonung der Erwählung ist also im Grunde nichts anderes als die Betonung der Gnade, von der die Kirche lebt.

Gottes Erwählung ist zugleich Berufung (1,15; 2,9.21; 3,9; 5,10). Sie zielt letztlich auf die Teilhabe der Glaubenden an der ewigen Herrlichkeit Gottes (5,10). Diese eschatologische Berufung verändert freilich bereits die Gegenwart: Gott läßt die Christen seines Segens teilhaftig werden, damit sie ihrerseits zum Segen für andere werden, auch für die Verfolger der Gemeinde (3,9); Gott holt die Christen aus der Finsternis heraus und stellt sie in das Licht seiner Gnade hinein (2,9); Gott ruft die Christen zur Heiligkeit (1,15), damit sie in ihrer Lebensführung bewahrheiten, daß sie auf der Seite Gottes stehen, weil sich der heilige Gott auf ihre Seite gestellt hat (1,15); Gott bestimmt die Christen aber auch für das Leiden (2,21) – weil er ihnen die Kraft verleiht, es zu bestehen und zum Zeugnis für die Widersacher werden zu lassen; vor allem aber beruft er die Christen in der Gegenwart zu seinem Volk: zu jener Gemeinschaft, die sich an Jesus Christus hält und darin Gottes Heilswillen entspricht (2,9).

b) Geistiges Haus und heilige Priesterschaft

Unter den Attributen der Glaubens-Gemeinschaft, die der Erste Petrusbrief nennt, ragen zwei heraus. Nach 2,5 sollen die Christen „ein geistiges Haus“ und „eine heilige Priester-

schaft“ werden.²⁸ Die Metapher des Hauses (vgl. 4,17) hat ihren soziologischen Rückhalt daran, daß die christlichen Gemeinden in neutestamentlicher Zeit (nach jüdischem Vorbild) weitgehend als Hausgemeinden organisiert gewesen sind.²⁹ Theologisch entscheidend ist freilich der alttestamentliche und frühjüdische Hintergrund. Nach 4,17 ist die Gemeinde das „Haus Gottes“ (vgl. Jer 25,29; Ez 9,6). Das gilt im doppelten Sinn des Wortes: Sie ist ein Haus, das Gott selbst errichtet hat; und sie ist ein Haus, das Gott geweiht ist, ein Tempel. Auf derselben Linie liegt 2,5. „Haus des Geistes“ ist die Kirche, insofern sie durch das Wirken des Geistes entsteht und im Zuge dessen dem Geist Gottes Raum gibt. Das Pneuma ist nach dem Ersten Petrusbrief das Movens der eschatologischen Selbstmitteilung Gottes, der einerseits Menschen heiligt (1,2), indem er im Vorgriff auf die futurische Vollendung schon jetzt durch den Tod hindurch Leben schafft (vgl. 3,18; 4,6.14), und andererseits Menschen befähigt, authentisch, glaubwürdig und überzeugend von Gott Zeugnis abzulegen (1,11f). Als „Haus des Geistes“ ist die Kirche also eine Gemeinschaft, die einerseits, allein schon durch ihre Existenz in der „Fremde“, die Barmherzigkeit Gottes mit den Menschen bezeugt (2,10) und andererseits mitten in der Welt den Dank an Gott abstattet, das Lob Gottes singt und ihn durch Worte wie durch Taten als den bezeugt, der Menschen „aus der Finsternis in sein wunderbares Licht“ ruft (2,9).

Ähnlich liegt die Pointe der Anrede als heilige Priesterschaft. Wie 2,9 und der alttestamentliche Basistext Ex 19,6 zeigen, denkt der Autor sowohl an die königliche Würde,

²⁸ Vgl. O. Knoch, *Der Erste Petrusbrief* (Regensburger Neues Testament), Regensburg 1990, 56–69.

²⁹ Vgl. H.-J. Klauck, *Hausgemeinde und Hauskirche im frühen Christentum* (Stuttgarter Bibelstudien 101), Stuttgart 1981.

die den von Gott Erwählten gebührt, weil Gott sie zu seinem Eigentum erklärt, als auch an die priesterliche Funktion, die das Volk Gottes für die Welt übernimmt, indem Gott die Gemeinschaft der Glaubenden in Dienst nimmt, einerseits die „großen Taten Gottes“ den Menschen zu verkünden (2,9) und andererseits Gott jene Opfer darzubringen (2,5), die ihm angemessen sind: sich von aller Bosheit und Schlechtigkeit zu trennen (vgl. 2,1), nach der „Milch“ des Evangeliums zu verlangen (vgl. 2,2), zu beten, sich auf die Seite des verworfenen und verachteten Jesus zu stellen (2,4.6ff) und sich so formen zu lassen, wie es Gottes Willen entspricht.

4. Konsequenzen

Die Konsequenzen, die sich aus der Ekklesiologie des Ersten Petrusbriefes ziehen lassen, sind immer von der jeweils gegenwärtigen Situation der Kirche abhängig. Zwei Aspekte scheinen in jedem Fall wichtig.

Erstens: Selbst in einer Situation ziemlich massiver Anfeindung und Benachteiligung rät der Erste Petrusbrief den Christen nicht, sich aus der Welt zurückzuziehen und die anderen abzuschreiben. Er rät freilich auch nicht dazu, sich anzupassen. Er plädiert für kritische Zeitgenossenschaft und für die Profilierung christlicher Identität. Er ist von der festen Überzeugung geleitet, daß Christen, wenn sie nur christlich leben, sich in ihren Wertvorstellungen und Leitbildern, ihrem Glauben und ihrer Hoffnung auch den Heiden verständlich machen können. Im selben Maße, wie sie ihre christliche Identität jenseits jedes Rigorismus und Enthusiasmus ausbilden, werden sie auf ihre heidnische Umwelt anziehend wirken. Diese Überzeugung ist eine

Überzeugung des Glaubens, daß Gott das Heil *aller* Menschen will.

Zweitens: Der Erste Petrusbrief plädiert dafür, den Druck, der von der Umwelt auf die Gemeinde ausgeübt wird, nicht nur auszuhalten, sondern produktiv umzusetzen. Gewiß: die Gefahr der Verhärtung, des Rigorismus, der Sektenmentalität liegt nahe. Aber die Situation einer Minorität anzunehmen, kann auch helfen, eher zur Mitte des Glaubens und damit zur eigenen Stärke zu finden. Das will der Erste Petrusbrief bewirken. Er zeigt, daß die Situation der Anfeindung und Ablehnung ein Motiv sein kann, das Gemeinschaftsleben der Gemeinde zu stärken. Gerade dann, wenn die Christen als „Fremde“ angesehen werden und sich selbst als „Fremde“ erfahren, ist es wichtig, in den Gemeinden Orte zu schaffen, die vom Druck der Anpassung entlasten und vom Zwang der Selbst-Rechtfertigung befreien, gleichzeitig aber Freiräume für einen überzeugenden Gottesdienst werden, für Caritas und für Diakonie, für Geschwisterlichkeit und wechselseitige Anerkennung. Wer genötigt ist, Rechenschaft abzulegen über die Hoffnung, die ihn bewegt, kann nicht über Nebensächlichkeiten, er muß von der Hauptsache sprechen: von Gott, dessen Gnade in Jesus Christus Wirklichkeit geworden ist. Wer dies nicht besserwisserisch tut, nicht auftrumpfend und um des eigenen Status willen, sondern, wie es 1Petr 3,16 fordert, in Sanftmut und Gottesfurcht, wird in seiner Verteidigungsrede für die Hoffnung nicht nur diese Hoffnung besser vermitteln, sondern auch selbst besser wahrnehmen und bejahen können.